

Axel Braig

Vortrag im Rahmen des Studientags der Tübinger Hospizdienste 2007

„Endlich leben – Sterben ohne Jenseitsperspektive“

Als ich lesen musste, dass ich in der Ankündigung dieses Vortrags als „Philosoph“ bezeichnet wurde, kam mir sofort der Gedanke an Hochstapelei. Denn ich möchte mich nicht als „Liebhaber der Weisheit“ geben und damit suggerieren, der verehrungswürdigen „Sophia nahe zu sein. Weiter erfülle ich noch nicht einmal die akademischen Mindestvoraussetzungen für diesen Titel: trotz meines zarten Alters von 56 Jahren bin ich ein sogenannter „ordentlicher Student der Philosophie“, der in den nächsten Monaten bemüht sein wird, sein Studium zum Abschluss zu bringen.

So muss ich also eine andere Legitimation vorweisen, warum ich der Einladung, heute hier zu sprechen, trotzdem gerne gefolgt bin. Ich möchte dies versuchen, in dem ich Ihnen kurz die drei unterschiedlichen Perspektiven schildere, aus denen ich Sterben und Tod bisher am intensivsten erfahren habe:

1. **Der Hinterbliebene:** Im Dezember 1969 feierten wir in meiner Familie mit Eltern, Großeltern und drei Geschwistern wie in allen vorangegangenen Jahren unbeschwert gemeinsam Weihnachten. In den sechs darauffolgenden Jahren, starben sechs meiner sieben engsten Verwandten, die an diesem Fest traditionell teilgenommen hatten, so dass 1976 nur noch ein Bruder und ich zurückblieben. Diese merkwürdige Häufung von Todesfällen hat mich damals zwar äußerlich nie aus der Bahn geworfen. Aber sie hat meinem Leben eine eigene Färbung gegeben.
2. **Der (mehr oder weniger professionelle) Betreuer:** In meiner 15-jährigen Tätigkeit als Hausarzt konnte ich immer wieder feststellen, dass mich der Umgang mit Sterbenden nicht etwa über Gebühr belastete, sondern ich hatte viel eher das Gefühl, dass mich dieser Umgang bereicherte und ich daraus Kraft und Befriedigung schöpfte.

3. **Der selbst vom Tod Bedrohte:** Seit einigen Jahren lebe ich selbst mit der Diagnose einer koronaren Herzkrankheit, und damit einerseits mit der Hoffnung, dass ich dies dank moderner Medizin noch eine Weile länger kann, aber auch mit dem bestimmten Gefühl, dass meine weitere Lebenszeit womöglich sehr kurz bemessen sein könnte.

Angesichts dieser Erfahrungen musste ich für eine Abschlussarbeit meines Philosophiestudiums nicht lange nach einem Thema suchen. Da ich selbst über keine religiösen Bindungen verfüge, lag es zudem bei der Sichtung der unübersehbaren Literatur nahe, dass ich mich auf die philosophische Tradition beschränke, die sich mit Tod und Sterben ohne Hoffnung auf ein Jenseits beschäftigt. Dabei ist mir allerdings klar, dass die Wissenschaften uns nicht sicher sagen können, dass es kein Leben nach dem Tode gäbe, sondern dass allein unser persönliche Glaube bei der Entscheidung dieser Frage maßgebend sein muss. Aber gerade deshalb finde ich es besonders erfreulich, dass Sie als Mitarbeiter/innen der Tübinger Hospizdienste, die schließlich alle Sterbenden, unabhängig von Glauben oder Weltanschauung begleiten möchten, sich heute dafür entschieden haben, zwei ganz unterschiedliche Sichtweisen zu Wort kommen zu lassen. Das heißt, ich bin Ihnen dankbar, dass ich meine Sichtweise als Agnostiker dem gegenüberstellen kann, was Ihnen Herr Prof. Kuschel als bekennender Christ heute Nachmittag referieren wird, aber auch dass Eva Christina Zeller beide Referate durch ihren poetischen Beitrag bereichern wird.

Mit dem bisher Gesagten habe ich auch schon ein wenig umrissen, was ich Ihnen in den nächsten vierzig Minuten anbieten möchte. Denn ich werde Ihnen einerseits drei verschiedene Philosophieentwürfe kurz vorstellen und hoffe, damit deutlich zu machen, wie verschieden der Blick auf Sterben und Tod sein kann. Gleichzeitig möchte ich darüber sprechen, inwiefern diese verschiedenen Entwürfe auch noch für den durchschnittlichen Menschen unserer Zeit hilfreich sein können. So war also bei meiner Entscheidung, ausgerechnet die Lehren von Epikur, Montaigne und Levinas zu referieren, das Kriterium der sozusagen „therapeutischen“ Nützlichkeit leitend.

Zum Abschluss meines Vortrages will ich kurz zusammenfassen, inwiefern philosophisches Denken insgesamt, als Alternative zu theologischer Seelsorge oder psychologischer Betreuung, bei den Fragen von Sterben und Tod sinnvoll sein kann.

Nun also zuerst zu Epikur. Wenn der 399 vor Christus hingerichtete Sokrates als der Urvater der klassischen griechischen Philosophie anzusehen ist, so könnte Platon als sein Sohn und Aristoteles sein Enkel gelten. Der ab 306 in Athen lehrende Epikur aber wäre gemeinsam mit den Stoikern, Skeptikern und Kynikern der Urenkelgeneration zuzurechnen, die üblicherweise unter dem Stichwort der hellenistischen Philosophen zusammengefasst wird. Ein gemeinsames Merkmal all dieser hellenistischen Philosophen war, dass sie sich sehr stark auf das Ziel des menschlichen Glücks (griechisch: eudaimonia) ausrichteten. Dementsprechend ist von Epikur der Satz überliefert:

“Leer ist die Rede jenes Philosophen, durch die kein einziges Leiden eines Menschen geheilt wird. Denn wie die medizinische Kunst unnütz ist, wenn sie nicht die Krankheiten des Körpers heilt, so ist auch die Philosophie unnütz, wenn sie nicht das Leid der Seele beseitigt.“ Die Todesangst aber war für Epikur einer der wichtigsten Ursachen menschlichen Leids und konsequenterweise entwickelte er daher eine Lehre, um diese zu bekämpfen. Als Ausdruck einer atomistischen Auffassung, die im Gegensatz zu Platon davon ausgeht, dass unser Körper samt der Seele aus Atomen zusammengesetzt ist, die sich nach dem Tod wieder voneinander trennen, und so die Seele mit dem Körper ein Ende findet, entwickelte er seine zentrale These:

„Der Tod betrifft uns überhaupt nicht. Wenn *wir* sind, ist der Tod nicht da; wenn der Tod da ist, sind *wir* nicht.“

Epikur war also der Ansicht, dass die Angst vor dem Tode irrational sei und folgerte daraus, dass wir sie durch vernünftige Argumentation bewältigen können. Das begehrende, hoffende und leidende Subjekt, das wir zu unseren Lebzeiten sind, löst sich mit dem Tod vollständig auf und verliert damit auch seine Leidensfähigkeit. Insofern erscheint es für Epikur tatsächlich mit Recht irrational, Angst vor dem Tode zu haben. Statt sich um die Zeit nach dem Tode zu kümmern, die wir nicht erleben werden, empfiehlt Epikur sich auf sein jetziges Leben zu konzentrieren, das übrigens auch die Mitmenschen mit einschließt, denen sich Epikur durch die Freundschaft als einer der höchsten Güter verbunden fühlt. „Carpe diem“, nütze den Tag, mit diesem Schlagwort fasst der Epikureer Horaz eine Lebenshaltung zusammen, die sich nicht auf ein Leben im Jenseits verträsten lassen will, sondern der Ansicht zuneigt, dass die gegebene knappe Lebenszeit ihre Kostlichkeit eben dadurch gewinnt, dass sie begrenzt ist. Unser Leben erfüllt sich nicht in der Hoffnung auf ein Jenseits, sondern dadurch,

dass wir am Ende sagen können, dass wir es wahrhaft gelebt haben. Das Gefühl ein gutes Leben gelebt zu haben, ist für Epikur auch die wichtigste Voraussetzung, eine Gelassenheit gegenüber dem Sterben zu entwickeln, wenn er schreibt: „wenn uns die Not hinaustreibt, werden wir gewaltig auf das Leben spucken und jene, die sich blind daran klammern. So werden wir aus dem Leben gehen und mit einem schönen Preislied darauf jubeln: ‚Gut haben wir gelebt!‘“ Für Epikur selbst hat sich diese Hoffnung offensichtlich bestätigt, wenn er in seinem letzten Brief angesichts des Todes schreibt: „Den glückseligen Tag feiernd und zugleich als letzten meines Lebens vollendend schreibe ich euch dies: ihn begleiten Blasen- und Darmkoliken, die keine Steigerung der ihnen innewohnenden Heftigkeit zulassen. Doch all dem widersetzt sich die Freude meines Herzens über die Erinnerungen an die von uns abgeschlossenen Erörterungen.“

Es bleibt die Frage, inwiefern Epikurs Denken heute noch nützlich sein kann. Dabei dürfte für den modernen Menschen kaum mehr von Bedeutung sein, dass Epikur uns die Angst vor höllischen Qualen nehmen könnte. Weit wichtiger erscheint mir zunächst seine klare begriffliche Unterscheidung von Sterben und Tod. Diese Unterscheidung kann in der Betreuung von Sterbenden auf verschiedene Weise nützlich sein und zur Klärung von ansonsten als diffus erscheinenden Todesängsten beitragen. Denn gerade in dem wir anerkennen, dass unsere Einflussmöglichkeiten mit dem Tod enden, können wir umso besser verdeutlichen, was wir in der letzten Phase des Lebens für einen Sterbenden tun können, etwa in dem wir als Angehörige bei ihm sind, oder ihm als Ärzte das Gefühl geben, dass wir dafür sorgen können, dass er oder sie nicht zu sehr unter Schmerzen leiden muss. Viele Sterbende können eine derartige Hilfe dankbar annehmen und dabei ein Gefühl der Geborgenheit entwickeln, so dass die Frage eines Lebens nach dem Tod sekundär wird.

Auch Epikurs Appell, die Sorge nicht auf eine unerlebbare Zukunft zu richten, sondern sich besser auf die Gegenwart des Lebens zu konzentrieren, kann selbst Sterbenden noch nützlich sein. Zwar lässt sich auch die Möglichkeit nicht leugnen, dass es manchem zunächst wie Iwan Iljitsch in Tolstojs Erzählung gehen mag, dessen Schmerzen im Todeskampf sich durch die Vorstellung, dass er das falsche Leben gelebt habe, vervielfachen. Aber umgekehrt können Patienten es häufig als äußerst befriedigend empfinden, wenn sie es ihnen gelingt, sich eventuell mit Angehörigen nach längerem Streit zu versöhnen, oder eine wichtige Angelegenheit so regeln, dass sie ihr Leben neu als sinnvoll erleben können. Gerne denke ich auch an eine Frau

zurück, die zwar schon mit 35 Jahren an einem Tumorleiden sterben musste, sich aber trotzdem in den letzten Tagen immer wieder befriedigt darüber geäußert hatte, dass sie es wenigstens angesichts des baldigen Todes geschafft habe, ihr Leben so zu leben, wie sie es eigentlich immer vorgehabt habe.

Manches mag uns bei Epikur auch unbefriedigt zurücklassen. So ist die von den meisten Menschen sicher schon erfahrene vegetative Todesangst sicher nicht allein durch rationale Überlegungen zu bewältigen. Auch zur Trauer der Hinterbliebenen lesen wir bei Epikur wenig. In dieser Hinsicht hat sicherlich Emanuel Levinas, den ich zum Schluss behandeln werde, mehr zu sagen.

Doch davor möchte ich Ihnen zunächst Michel de Montaigne (1533-1592) vorstellen. Auch der in der Gegend von Bordeaux geborene Montaigne war zumindest in einer Hinsicht Epikureer. Denn obwohl er zeitlebens katholischer Kirchenchrist blieb, ging er in seinen Schriften konsequent von der Sterblichkeit der Seele aus. Diese Annahme ist eine der wenigen Konstanten in Montaignes skeptischem und sich ständig prozesshaft veränderndem Denken. Im Übrigen distanzierte er sich in mancher Hinsicht von der dogmatischen Seite der epikureischen Philosophie. Denn seit er 1576 den *Grundriß der pyrrhonischen Skepsis* von Sextus Empiricus studiert hatte, und sich eine Medaille mit der Devise der Pyrrhonisten ΕΠΕΧΩ (ich enthalte mich des Urteils) prägen ließ, war für Montaigne, die undogmatische, skeptische „Philosophenschule der Pyrrhonisten, die weiseste von allen“. So hatte Montaigne kein Interesse daran, ein geschlossenes philosophisches System zu errichten. Statt sich auf abstrakte Theorien zu verlassen, zog er es vor, vor allem Erfahrungen zu vertrauen. So werden Geschichten unterschiedlichster Herkunft sowie eigene Erlebnisse bei Montaigne, wie bei kaum einem anderen Philosophen wichtige und offensichtliche Ausgangspunkte eigener Reflexionen. In diesen Reflexionen von Erfahrungen innerer und äußerer Art fand Montaigne sein Mittel, der Todesangst Herr zu werden. Seine immer wieder neuen Versuche sich Problemen wie dem Sterben schreibend von verschiedenen Seiten anzunähern, nannte er konsequenterweise *Essais* und begründete damit eine neue literarische Gattung. In diesen fortgesetzten Neubeschreibungen von Problemen schreckte er selbst vor Widersprüchen nicht zurück und rechtfertigte dies mit dem lapidaren Satz: „Ich füge hinzu, doch ich korrigiere nicht.“

In seinem berühmtesten Essay mit dem von Cicero entlehnten Titel „Philosophieren heißt sterben lernen“ breitet Montaigne in Zitaten zunächst spätantike

Weisheitslehren aus, in der Überzeugung „dass alle Weisheit und alles Sinnen der Welt letztlich darauf hinauslaufen, uns die Überwindung der Furcht vor dem Sterben zu lehren.“ Aber Montaigne hat dabei weniger eine stoische Verachtung des Todes im Auge, die sich von einer Geringschätzung der sterblichen Hülle des Leibes ableitet. Vielmehr spricht er sich dafür aus, regelmäßig mit dem Tod umzugehen, um ihm damit, wie Montaigne sich ausdrückt, seine Unheimlichkeit zu nehmen. Schon in diesem Essay vertraut Montaigne zur Bewältigung des Todes nicht auf intellektuelle Spitzfindigkeiten, sondern darauf, dass uns die Natur die Hand reicht und Mut macht auch die letzte Prüfung des Sterbens zu bestehen.

Einer der erstaunlichsten Zeugnisse der durch eigene Erfahrungen inspirierten Todesreflexionen Montaignes ist seine Schilderung eines schweren Reitunfalles, der sich in dem Essay *Über das Üben* findet. Montaigne berichtet, dass er nach einem Sturz vom Pferd für längere Zeit mehr oder weniger bewusstlos gewesen sei und nicht aktiv mit seiner Umgebung kommunizieren konnte. Bemerkenswert ist vor allem, dass er diesen Zustand nicht als unangenehm empfand: „Mir schien mein Leben nur noch am Rande der Lippen zu hängen, und ich schloß die Augen, als wollte ich so mithelfen, es ganz zu vertreiben; ich genoß es, mich der Mattigkeit hinzugeben und mich gehnzulassen. Es war ein Empfinden, das nur leicht über die Oberfläche meiner Seele streifte, so schwach und so hauchzart wie alles Übrige – und dabei nicht nur jeden Unbehagens bar, sondern zudem von der wohligen Süße durchdrungen, die man verspürt, wenn man in den Schlaf hinübergleitet.“ Schon Montaigne nimmt also eine Nahtoderfahrung, die wir ganz ähnlich aus moderner Literatur kennen, als Beleg dafür, dass das Sterben nicht schrecklich sein muss.

Im Jahr 1585 erlebte Montaigne in seiner Heimat ein Massensterben durch eine Pestepidemie. Er war gezwungen sein Gut verlassen und befand sich monatelang auf der Flucht vor dem schwarzen Tod. In dieser Zeit beobachtete er immer wieder, wie gelassen das einfache Volk das Sterben hinnimmt. Unter diesen Eindrücken Montaigne zweifelt zunehmend an dem Wert der Philosophie und stellt ihr die natürliche Einfachheit als Ideal entgegen. Der Appell sich der Natur anzuvertrauen wird endgültig zum Gegenbild ausgefeilter philosophischer Erörterungen. Montaigne wendet sich ausdrücklich gegen die Idee, das Philosophieren, sterben lernen heiße, wie er sie im Titel seines früheren Essais propagiert hatte. Stattdessen empfiehlt er, ganz in

epikureischer Tradition, sich dem Leben zuzuwenden, wenn er in seinem vorletzten Essay mit dem Titel *Über die Physiognomie* schreibt:

„Haben wir nicht zu leben gewusst, ist es abwegig, uns sterben zu lehren und so das Ende dem Ganzen zu entfremden. Haben wir jedoch ruhig und standhaft zu leben gewusst, werden wir gleicherweise zu sterben wissen. *Das ganze Leben der Philosophie ist eine Vorbereitung auf den Tod.* Damit mögen sie sich brüsten, soviel sie wollen. Ich hingegen meine, dass der Tod zwar das Ende des Lebens ist, nicht aber dessen Ziel; zwar sein Schlusspunkt, seine äußerste Grenze, nicht aber sein Zweck. Es muß vielmehr auf sich selbst gerichtet sein, sich selber wollen.“

„Die Bitterkeit der Todesvorstellung ist das Werk unserer Ungeduld. Indem wir den Fügungen der Natur zuvorkommen und sie in die eigne Hand zu nehmen suchen, legen wir uns selber Steine in den Weg. Sollen doch die Gelehrten mit gefurchter Stirn ihren Gedanken an den Tod nachhängen und sich so bei voller Gesundheit den Geschmack am Essen verderben!“

In seinen späten Essais erreicht Montaigne eine wunderbare Abgeklärtheit gegenüber Leben und Tod. Montaigne ist mit sich im Reinen und es mutet wie eine Beschreibung des höchsten epikureischen Glückszustandes der *Ataraxia* an, wenn er in seinem letzten Essay *Über die Erfahrung* seiner Seele bescheinigt, „einen Punkt erreicht zu haben, von dem aus, wohin sie ihren Blick auch richtet, der Himmel still ist um sie her: Kein Verlangen, keine Furcht und kein Zweifel, die ihre Luft trübten! Keine vergangen, gegenwärtigen oder künftigen Beschwerden, die ihr beim Überdenken Kummer machten!“

Aus Montaignes vielfältigen Überlegungen, von denen ich sicherlich nur einen ersten Eindruck vermitteln konnte, lässt sich keine eindeutig formulierbare Lehre ableiten. Man kann ihn einfach lesen und wird sich dabei an manchen Betrachtungen freuen oder sogar Trost darin finden. Am auffälligsten aber ist vor allem die immer wieder erstaunliche Vielfalt seiner Betrachtungsweise, die geeignet ist uns vor allzu starren Vorstellungen und eingefahrenen Ängsten zu befreien.

Nun ein Sprung in die Moderne, zu einem Philosophen, dessen Werk in offensichtlichem Zusammenhang mit seiner Lebensgeschichte steht. Emanuel Levinas

(1906-1995) wurde als Sohn jüdischer Eltern in Litauen geboren. Nachdem er ab 1923 in Straßburg Philosophie studiert hatte, zog es ihn ab 1928 in den Bannkreis von Husserl und Heidegger nach Freiburg. Heidegger wurde für Levinas zunächst zum Idol, um so größer war sein Entsetzen, als dieser 1933 mit den Nationalsozialisten gemeinsame Sache machte. Als französischer Offizier überlebt Levinas von 1940-1945 in deutscher Gefangenschaft. Während dieser Zeit wurde seine gesamte litauische Herkunftsfamilie in Konzentrationslagern umgebracht. Levinas gelobte, nie mehr einen Fuß auf deutschen Boden zu setzen und blieb bis an sein Lebensende in Frankreich. Der Tod, den er vor allem als den Tod der Anderen thematisiert, wird zu einem der zentralen Themen seiner Philosophie, mit dem er sich auch noch in seiner letzten Vorlesungsreihe an der Sorbonne beschäftigte, die unter dem Titel *Gott der Tod und die Zeit* auch im Deutschen als Buch erschien, das mir als Grundlage dieser Kurzdarstellung dient.

Während in der ganzen Philosophiegeschichte der Tod bisher fast ausschließlich als Reflexion des eigenen Todes in Erscheinung tritt, ist für Levinas schon aus biographischen Gründen das Interesse am Todesthema, wie er schreibt, vor allem „aus dem emotionalen und intellektuellen Widerhall entstanden, den das Wissen um den Tod Anderer auslöst.“ Der Tod des Anderen ist für Levinas „die emotionale Erschütterung und das affektive Betroffensein *par excellence*. Er schreibt daher: „Das, was man mit einem leicht verfälschten Ausdruck Liebe nennt, ist die Tatsache schlechthin, dass der Tod des Anderen mich mehr erschüttert als der meine. Die Liebe zum anderen ist die Empfindung des Todes des Anderen. Nicht die Angst vor dem Tod, sondern mein Empfangen des Anderen macht den Bezug zum Tod aus. Wir begegnen dem Tod im Angesicht des Anderen.“

Vielleicht muss ich an dieser Stelle kurz erläutern, dass Levinas unser Verhältnis zum Anderen immer als von einer grundsätzlichen „Dyssymmetrie“ bestimmt sieht. Das heißt, der Andere tritt mir in dieser Sichtweise nicht einfach als ein alter ego, sondern immer als ein Unbegreiflicher und Fremder entgegen, als mögliches Objekt meiner Liebe und meines Begehrens, aber auch als mögliche Bedrohung. Gleichzeitig wird dieser unbekannte Andere für mich durch die Begegnung aber auch zu einem Teil meiner eigenen Identität. Durch seine Begegnung mit mir begibt sich der Andere in meine Verantwortung. Das bedeutet für Levinas zunächst, dass ich gezwungen bin, auf

die Erscheinung des Anderen in irgendeiner Weise eine Antwort zu finden, obwohl er mir immer fremd und unerklärlich bleiben wird. Levinas' Philosophie ist bekannt geworden durch die Parole, dass er der Ethik einen Vorrang vor der Ontologie, d.h. der Lehre, wie die Dinge eigentlich sind, einräumt. Das bedeutet, dass wir im Leben immer gezwungen sind, uns zu Mitmenschen zu verhalten, ohne dass wir uns eine Aussage erlauben können, wie diese im Grunde ihres Wesens beschaffen sind. Dieses Grundgefühl der Begegnung mit etwas Fremden und Unerklärlichen, wird für Levinas im Tod des Mitmenschen noch gesteigert. Er schreibt:

„Jemand der stirbt: Angesicht, das zur Maske wird. Der Ausdruck verschwindet. Die Todeserfahrung, die nicht die meine ist, ist Todeserfahrung“ von *jemandem*, einer Person, die sich sogleich jenseits der biologischen Vorgänge befindet, die mir als jemand verbunden ist.“ Und weiter in einem anderen Zitat:

„Das Sterben als das Sterben der Anderen betrifft meine Identität als *Ich*, es hat seinen Sinn im Zerschlagen desselben, dem Zerschlagen meines *Ichs*, dem Zerschlagen des Selben in meinem *Ich*.“¹

Levinas ist in seiner Vorstellung, dass der Tod etwas für uns Unbegreifliches ist so konsequent, dass er auch Sartres Reduktion des Todes auf das Dilemma von „Sein und Nichts“ als einen umgekehrten Dogmatismus ablehnt. Die Beziehung zum Tod sieht Levinas nicht als Beziehung zu *etwas oder nichts*, sondern der Tod zeichnet sich gerade dadurch aus, dass er für uns ein Geheimnis bleibt, „Frage ohne Gegebenes, reines Fragezeichen.“ Der Tod bleibt für Levinas unbegreiflich, „unheilbarer Abstand...; er ist Ohne-Antwort.“ Er findet „kein Modell in der Intelligibilität“.

Statt den Tod als einen Aspekt der eigenen Weltdeutung zu vereinnahmen, will Levinas die Grenze des Verstehbaren respektieren, ohne den Einfluss des Unverstehbaren auf unsere Existenz zu leugnen. Es gilt „diese Mitbestimmtheit anzuerkennen, anzuerkennen, dass das Menschliche keine universale Vernunft darstellt, die einfach inkarniert oder individuiert ist.“ „Der Bezug zum Tod in seiner Ex-ception,... ,die dem Tod seine Tiefe verleiht, ist weder Sehen noch Gerichtetsein (weder das Sein sehen, wie bei Platon, noch auf das Nichts gerichtet sein, wie bei Heidegger).“ Statt dessen bleibt der Tod für Levinas „rein emotionaler Bezug, erschütternd aufgrund einer Empfindung, die nicht aus einer

¹ S. 22-23

Rückwirkung auf unsere Sensibilität und unseren Intellekt, aus einem vorgängigen Wissen erwächst. Es handelt sich um eine Emotion, eine Bewegung, eine Unruhe im *Unbekannten*.“

Levinas Denken ist somit weder metaphysisch noch antimetaphysisch. Der Grenze des Denkbaren, auf die wir durch den Tod stoßen, nähert er sich mit Ehrfurcht und Demut, ohne den Anspruch, diese gedanklich überschreiten zu können. Levinas steht in der jüdischen Tradition des Bilderverbots, die er durch sein Denken neu erfüllt. Der Tod steht für ihn paradigmatisch für das Unbekannte schlechthin, dessen Einfluss wir anzuerkennen haben, ohne es erklären zu können. So richtet sich unser Blick zwangsläufig zurück auf das Leben, dem wir seinen Sinn verleihen, indem wir uns ihm in Liebe zuwenden. In diesem Sinn ein letztes Levinas-Zitat:

„Den Sinn des Todes denken – ihn nicht verharmlosen, ihn nicht rechtfertigen, nicht das ewige Leben versprechen, sondern versuchen den Sinn aufzuzeigen, den er dem menschlichen Abenteuer verleiht...“

Zum Schluss meines Vortrages möchte ich ein kurzes Resümee ziehen, das allerdings nicht darin besteht, dass ich Ihnen eine philosophische Botschaft zu verkündigen hätte. Ich hoffe vielmehr, Ihnen einen kleinen Eindruck verschafft zu haben, wie vielfältig eine Philosophie des Sterbens ohne Hoffnung auf ein Jenseits sein kann. Vor allem aber, dass Philosophie nicht ein lebensfernes Glassperlenspiel sein muss, sondern auch eine Form haben kann, welche den Menschen das Gefühl gibt, dass dabei ihre eigene Sache verhandelt wird.

Schon Epiktet hatte die Ansicht geäußert, dass es nicht die Dinge selbst sind, die die Menschen beunruhigen, „sondern ihre Meinungen und Urteile über die Dinge“. Die Reflexion dieser Meinungen und Urteile aber, und nicht etwas die Verkündigung von ewigen Weisheiten sollte nach meiner Auffassung das Geschäft der Philosophen sein. Eine so verstandene, undogmatische Philosophie könnte einen wichtigen Stellenwert in der Betreuung von Sterbenden gewinnen. Neben christlicher Seelsorge, die letztlich an einen Glauben gebunden ist, und einer psychologisch und damit in der Empirie fundierten Psychotherapie, kann uns philosophisches Denken bei der Beschäftigung mit den Fragen helfen, die uns angesichts des Todes als der Grenze unserer empirischen Welt beschäftigen. Dabei sind die verschiedenen Philosophieentwürfe, die

ich Ihnen heute beispielhaft vorgestellt habe, selbstverständlich nicht als ein fertiges Denksystem aufzufassen, das einfach zu übernehmen wäre. Aber sie können uns bereichern, indem wir sie im Rahmen der individuellen Lebenssituation und (Denk-)Geschichte als Denkanstöße nutzen, an denen die eigene Reflexion anknüpfen kann.

So ließe sich in Abwandlung von Watzlawick sagen: man kann nicht nicht philosophieren. Gerade um der in vielen Aspekten unfassbaren Tatsache des Todes einen Bedeutungsrahmen zu geben, sind wir auf philosophische Reflexion angewiesen. Ein so verstandenes Philosophieren ist keine lästige Pflicht. Vielmehr hoffe ich, ihnen trotz des ernsten Themas ein wenig von meiner eigenen Begeisterung und Freude an philosophischem Denken vermittelt zu haben.